

Heimliche Kräfte

Von G. Harro Schaeff-Schrefen

Geheimnisvoll und verborgen in der Tiefe der Seele wirkt und schafft in des Menschen Leben die göttliche Kraft der Gestaltung. Unsichtbar und nicht faßlich mit groben Sinnen des Verstandes rieseln irgendwo an einem Orte, dem wir nur in Träumen nahe sind, die Quellen innerer Kräfte. Nur manchmal werden uns wie eine Gnade Stunden in den Tag gestreut, die anders sind als wir sie sonst empfinden. Stunden, in denen das Bewußtsein wach wird, nicht zwecklos in diese Welt gestellt zu sein, sondern einem Größeren zu dienen, dessen Weg und Ziel ewig verborgen sind und der nur hin und wieder eine Geste winket, die dann in unser Dasein dringt.

Wohl jeder Mensch empfand in irgendeinem Augenblicke, wenn auch nur dunkel, das Bewußtsein vorhandener schöpferischer Kraft. Wird in uns nicht etwas Ungewöhnliches frei, wenn wir an einem Sommerabend durch den blauen Schleier gehen, der über dem Raine liegt, und möchte man nicht Dichter sein, um dem Erfühlten Ausdruck zu geben? Oder ist es nicht ebenso, wenn ein Bauer durch die wogenden Felder schreitet, wenn ihm das Rauschen und Singen der Halme in das Bewußtsein dringt und ein Gefühl der Kraft und Verbundenheit mit dem Boden, der ihn trägt, aufsteigt? In jedem Menschen schlummert die schöpferische Kraft.

Aber nicht jeder hat die Gnade, das in den Tiefen menschlicher Seele Ruhende zu gestalten, ihm äußere Form zu geben. Die Dichter sind es, die uns das verkünden, was in uns selbst ruht und nur in stillen Stunden ganz leise an die Türe unseres Daseins klopft.

Der Gnade größte ist es, vorausahnend und von hoher Warte schauend als Dichter der Zukunft Form und Gestaltung zu geben. Aber immer waren es nur wenige Auserwählte, die diesen Weg gehen durften, und fast immer hat ihnen die Schicksalsgöttin die Dornenkrone der Entsagung, ja des Hohnes und Spottes ihrer Zeit auf das Haupt gedrückt. Erst ihr leiblicher Lob wurde zum Tor der Erkenntnis für die Zurückgebliebenen. Wer dürfte sich anmaßen, den Genius Beethovens zu erfassen; wer wird behaupten können, hinabgestiegen zu sein in die Tiefe goethischer Empfindung, woraus der zweite Teil des Faust wurde? Wir sehen nur das Gewordene und selbst das erfassen wir mit unseren Sinnen oftmals nicht. Aber zu den Quellen, zu den Rüttern, ist noch keiner gelangt von den Menschen des Verstandes und äußerlichen Sinnes.

Nicht weniger gnabenvoll ist es, wenn Menschen, denen das Glück der Gestaltungsraft warb, den Atem der Zeit erfühlen und ihm aus sich heraus Gesicht und Gestalt geben, auf daß alle Menschen, die in sich das gleiche tragen, in den Werken ihr eigenes Ich erkennen. Erinnern wir uns nur daran, wie es uns aus der Seele gesprochen ist, wenn Cäsar Plaisylen dichtet:

Ach nein, ach nein, nicht traurig sein,
mit traurig sein ist nichts getan;
auf helle Augen kommt es an
und auf Vertrauen zu dir selbst:
daß du zwingst und daß du hältst!

Wir alle kennen diese Stunden der Verzagtheit und Traurigkeit oder die wachen hangen Nächte, in denen Sorge und Leid an unserem Lager stehen und dem Schläfe den Zutritt verwehren. Aber wenige Worte eines Dichters, der das zum Ausdruck bringt, was wir selbst fühlen, können uns Kraft und neue Zuversicht geben.

Aber nicht nur bei den Menschen, die sich aus innerem Drang mit Literatur beschäftigen, ist es so, sondern auch im Volke liegt das gleiche schöpferische Gefühl. Doch wo ist die Ursache, daß die noch naturverbundenen Menschen, Bauern, Arbeiter mit Büchern nichts anzufangen wissen, zu ihnen keine innere Beziehung finden? Weil sie nicht das gefaltet finden, was in ihnen selbst ruht. Damit kommen wir zu dem Ergebnis, daß ein Kunstwerk überhaupt erst dann vollständig werden kann, wenn es aus dem Volke heraus gewachsen ist, dessen inneren Gefühlen Form und Ausdruck gibt.

Das wichtigste Formmittel des Dichters ist die Sprache, mit ihr verleiht er seinen Gefühlen, dem in innerster Seele Erschaute, Ausdruck. Nachdem aber unsere hochdeutsche Sprache wohl Schriftsprache, aber nicht Volkssprache ist, werden nur solche Schöpfungen wirklich den Weg zum Herzen des Volkes finden, die auch ihrer äußeren, sprachlichen Gestaltung nach von ihm erföhrt werden können.

In Franken haben wir dafür den besten Beweis. Mir ist, als stünde ich jetzt vor der mit bunten Blumen und lustigen Farben bemalten Bauerntruhe, in welcher unser mundartlich fränkisches Schrifttum ruht. Wir haben den Dedel und entnehmen manches köstliche Geschenk unserer Heimatdichter, geschrieben in der Sprache unserer Geburt. Die vertrauten Laute sind die Schlüssel zu unseren Herzen. Manche Geschichte aus alter Zeit liegt noch in dem Kasten. Wie viele Namen müßte ich nennen, nur von Kitzingen und Umgebung, wenn ich beginnen wollte, zu sprechen von Gedichten in unterfränkischer Mundart!

Der hohe Wert unserer Mundart und ihre Notwendigkeit, um das fränkische Volk in seinen innersten Geföhlen zu verstehen, ging mir auf, als ich vor einigen Jahren in Giebelstadt das Spiel „Florian Geier“ von Nikolaus Fey erlebte. Das waren ihre Vorfahren, die da droben auf der Naturbühne in fränkischer Sprache redeten und die Freiheit verteidigten. Das verstanden sie alle, vom ärmsten Tagelöhner bis zum Groß-

bauern aus dem Gau, weil es aus ihrem Leben und Fühlen war, was sich vor ihren Augen abspielte. Da saßen sie gespannt auf den Zuschauerbänken, schauten und lauschten dem meisterhaften Drama. Ich las das Mitterleben auf den durchfurchten Gesichtern der Bauern und die Erschütterung in den Wienen der Frauen. Das gleichnamige Werk von Gerhart Hauptmann hätte sicher nicht die gleiche Wirkung hervorgebracht. Erschüttert und erfüllt von den seelischen Kräften im Volke ging ich damals von dannen.

Unseren fränkischen Bauern — dieses Wort hat für mich noch einen guten Klang — kann man mit einer Verbeugung nicht imponieren; ein fester aufrichtiger Händedruck ist ihnen lieber. Auch der Schlagel „Madam, ich liebe sie“ bedeutet ihnen nichts; denn ihr Liebesbekenntnis „Madla mogt mi, ober i zerreiß mei Schmieß“, ist zwar rauher aber herzlicher.

Warum weiß man im Raingrund oder im Steigerwald oft mehr von Nikolaus Fey, Alfred Buchner, Widder, Jörg Gander und wie sie alle heißen, als wie von Goethe und Schiller? Weil die Schöpfungen unserer Heimatdichter aus dem Volke herausgewachsen sind. Ich möchte den fränkischen Bauern zurufen: Lest an den Winterabenden aus Büchern, in denen Menschen zu euch sprechen, die eure Sprache reden und lieben, die von eurem Leben wissen und mit euch fühlen!

Jedes Buch in fränkischer Mundart sollte Aufmerksamkeit erwecken und Leser finden, weil es uns etwas aus unserem eigenen Leben und Fühlen zu sagen hat.

Dem Michl sein Austrag

Von Susi Salfer, Fink

Alle Jahre einmal, wie das Christkindchen, kam der Onkel Michl zu Millers zu Besuch. Aber nicht wie das heilige Kindlein am Weihnachtsabend, sondern an Dichtmes, dem Fieh- und Wandertage der ländlichen Diensthoten, dem Zahltage für Knechte und Mägde, denn der Onkel Michl war Kitzknecht beim Meierbauern in Kipsheim. Da hielt er das ganze Hauswesen in musterhafter Ordnung. Die Kleinknechte, die Mägde, die Kinder des Bauern mußten nach seinen Angaben zeitig aus den Federn. Wohlgekämmt und sauber gewaschen mußten sie bei der Morgensuppe sein und artig die Hände zum Gebete falten. Bei der Mittagmahlzeit aber sprach der Michl selbst mit andächtiger Miene endlose Dankgebete für alle guten Gaben und trotz seiner aufrichtigen Andacht hob er von Zeit zu Zeit die Augenlider, um sich der Aufmerksamkeit der Andern zu versichern.

Dichtmes aber bekam er seinen Jahreslohn und teilte ihn je nach seinen Bedürfnissen in verschiedne Teile, der Hauptteil kam auf die Sparkasse. Dann marschierte der Michl nach Windsbach zu seinem Bruder und zwar in der Sonntagsmontur.

Da warteten schon sechs Buben und drei Mädel auf den Onkel Michl. Der saß zwar erst längere Zeit in der Stube und schwieg. Dann plauderte